

Jürgen Oelkers

Jugend, Konsum und Masslosigkeit: Ein unausweichlicher Zusammenhang?)*

Viele heutige Kommentatoren gehen davon aus, dass die Erziehung „bedroht“ sei, entweder weil die Eltern ihre Verantwortung nicht mehr wahrnehmen oder weil sich die Kinder und Jugendlichen nicht länger an das halten, was ihnen die Eltern und Lehrkräfte vorgeben und abverlangen. Daher ist in der öffentlichen Diskussion auffällig leicht von einer „grossen Krise“ der Erziehung die Rede, die nur mit einer mindestens ebenso grossen Umkehr zu bewältigen sei. Für die Krise gibt es eine Erklärung:

- Schuld an der Krise sind falsche Konzepte der Erziehung, die sich „anti-autoritär“ verstehen, auf Partnerschaft setzen und damit die Kinder überfordern.
- Träger dieser falschen Erziehung war - und ist immer noch - die Generation der Achtundsechziger.
- Wenn wir nicht wollen, dass unsere Kinder zu „kleinen Tyrannen“ werden, dann ist eine Rückkehr zur „Disziplin“ unumgänglich.

Mit dem letzten Satz fasse ich die Titel und Botschaften zweier Bestseller zusammen, die im deutschen Sprachraum hunderttausende Leserinnen und Leser gefunden haben. Der eine Bestseller heisst „Lob der Disziplin“ (Bueb 2006) und der andere „Warum unsere Kinder Tyrannen werden“ (Winterhoff 2008). Was sie zu verkünden haben, ist im Befund überaus negativ und unterstellt, dass die letzten dreissig Jahre gesellschaftlicher Erziehung ein einziger Irrweg gewesen seien.

Tatsächlich haben sich in diesen drei Dekaden die Bedingungen des Aufwachsens für Kinder und Jugendliche massiv verändert, aber nicht weil die Generation der „Achtundsechziger“ diese Entwicklung auf geheimnisvolle Weise hat manipulieren können, sondern weil langfristige Trends verstärkt und neu ausgesteuert wurden. Dazu gehören

- Wandel der Familien und sinkende Kinderzahlen,
- steigender Wohlstand und höhere Bildung,
- die Akzeptanz neuer Rollen,
- die aktive Erziehungsverantwortung der Väter
- und nicht zuletzt die liberale Überzeugung, dass Erziehung auf Wechselseitigkeit beruht.

Kinder und Jugendliche lassen sich nicht einfach „er-ziehen“, also durch Dritte von einem tieferen in einen höheren Zustand bringen, sondern müssen auf sinnvolle Weise an der Erziehung beteiligt werden. Das scheint vielen Autoren, die sich heute zu Fragen der Erziehung äussern, nicht zu gefallen. Ihre Alternativen sind geprägt von dem Gedanken, dass

*) Hauptreferat auf der Tagung „Haben müssen Sein sollen“ im Institut für Sozialpädagogik am 20. Oktober 2008 in Stams.

jetzt endlich Schluss sein müsse mit dem Gerede von der „Partnerschaft“ zwischen Eltern und Kindern und sich das empfiehlt, was die „härtere Gangart“ genannt wird. Der Ausdruck stammt bekanntlich aus der Pferdedressur, und er unterstellt in der Übertragung auf Erziehung, dass eine Fehlentwicklung korrigiert werden muss, deren Schuldige klar benannt werden können. In der Schweiz ist auch von der „Kuschelpädagogik“ die Rede, die niemand je gesehen hat und die doch durch klare Führung ersetzt werden soll.

Wer aus eigener Anschauung erlebt, hat, wie autoritär die Versammlungen der „Achtundsechziger“ abliefen, der wird ihnen die „anti-autoritäre Erziehung“ eher nur als Lektüre zutrauen. „Summerhill“ war ein *Buchtitel* - dort gewesen ist damals kaum jemand. Das Thema hatte auch keinen Kontext. Niemand kannte die Geschichte der englischen Reformpädagogik und konnte also Alexander Neill und seine kleine Schule richtig einordnen. Auch die Vermarktung der Marke „Summerhill“ war unbekannt und niemand störte sich am Personenkult um den schottischen Dominie Neill. Von diesen Ausgangspunkten her dürfte eine Unterwanderung der Erziehungsinstitutionen kaum möglich gewesen sein oder war nicht mehr als eine starke Selbstüberschätzung.

Die Generation der „Achtundsechziger“ geht demnächst in Rente, was man begrüßen oder bedauern kann, auf jeden Fall wird nicht deswegen der Weg frei, zu früheren Formen der Erziehung zurückkehren zu können. Eine solche Möglichkeit gibt es nur nostalgisch, wobei es sich fragt, auf welchen Grundlagen diese Nostalgie eigentlich beruht. Die heute zur Verfügung stehenden Indikatoren verweisen auf keinen allgemeinen Notstand in der Erziehung. Oft werden in der Kritik Einzelfälle generalisiert, die den Blick auf die Realität verstellen. Und es ist schon seltsam, dass wir uns ausgerechnet in der späten Abrechnung mit den „Achtundsechzigern“ an eine Sprache gewöhnen sollen, mit der unsere Kinder wahlweise als „Monster“, „Tyranen“ oder „tickende Zeitbomben“ hingestellt werden.

Die pädagogische Diskussion liebt die Krisen und hat wenig Sinn für den Normalfall der Erziehung. Aber mit Hinweis auf die augenfällige Fettleibigkeit mancher Kinder in der Öffentlichkeit ist ebensowenig ein zutreffendes Bild zu gewinnen wie mit Bezügen auf das provokative Rauschtrinken von Jugendlichen. Oft bemüht man dann das Bild von der „Spitze des Eisberges“, doch was tatsächlich diskutiert wird, sind *Fälle*, die sofort generalisiert werden, wenn sie mehr als einmal vorkommen. Zahlen fehlen und Vergleiche werden nicht vorgenommen, dafür glaubt man an die Existenz der medial vermittelten Bilder, die suggerieren, dass in der Erziehung ständig alles schlechter wird.

Im Folgenden werde ich zunächst etwas sagen zum langfristigen Wandel der Bedingungen des Aufwachsens. Ohne historischen Blick lässt sich der Verdacht des Zerfalls der Erziehung kaum diskutieren. Dabei werde ich Nostalgie so gut es geht vermeiden, die ja immer naheliegt, wenn wir über die unsichere Zukunft der Kinder und Jugendlichen sprechen (1). In einem zweiten Schritt gehe ich auf die Medien- und Konsumerfahrungen näher ein, die den Erlebnisraum und das Wahrnehmungsfeld heutiger Kinder und Jugendlicher sehr nachhaltig bestimmen und nicht wegzudiskutieren sind (2). Abschliessend frage ich, wie die künftige Erziehung aussehen soll und ob sie angesichts der Autonomie von „Kunden“ überhaupt noch notwendig ist. Aber das Leben in der Konsumgesellschaft wandelt die Erziehungsformen und schafft für das Zusammenleben mit Kindern und Jugendlichen neue Probleme (3).

1. Historische Veränderungen in den Bedingungen des Aufwachsens

Goethes Briefroman *Die Leiden des jungen Werther* erschien 1774. Der Roman war ein überwältigender Bucherfolg, er sprach ganzen Generationen von jugendlichen Lesern und vor allem Leserinnen aus dem Herzen und - er war verbunden mit einer unbeabsichtigten Nebenwirkung. Seitdem gilt das Jugendalter als „schwierig“, emotional hochgradig angespannt und von seelischen Turbulenzen bestimmt. Im guten Sinne sind Jugendliche damit beschäftigt, ihren eigenen Weg zu finden, im etwas weniger guten Sinn testen sie die bürgerlichen Konventionen und im schlechten Sinn geraten sie geradewegs auf die schiefe Bahn. „Hormongeschüttelt“, sagt man heute, was auch den Abstand zu Goethes Roman deutlich macht, denn Hormone bestimmen den Gang der Handlung nur ganz am Rande. Es gibt eine einzige leidenschaftliche Szene, den Rest muss man sich denken.

Goethes Roman hatte andere Folgen. Schon die aufgeregte Debatte nach Erscheinen des Romans zeigte, dass nunmehr die Jugend der Gesellschaft Rätsel aufgeben konnte. „Jugend“ wurde danach zu einer Metapher für die Zukunft, aber auch für Unberechenbarkeit und Revolte. Dafür wurden - und werden - immer neue Schlagworte erfunden, die einen Gesamtzug „der“ Jugend beleuchten sollen. In den fünfziger Jahren war die Jugend im deutschen Sprachraum „skeptisch“,¹ in den sechziger Jahren sprach man von der „Revolte der Jugend“, aus der sich auf merkwürdige Weise die Generation der „Achtundsechziger“ entwickelte, die ein Erbe hinterlassen haben soll, das heute „Generation Praktikum“ genannt wird. Alle diese Etiketten haben einen Nachteil, sie beschreiben keinen empirischen Tatbestand „Jugend“.

Das hat einen einfachen Grund - „die“ Jugend gab es nie. Historisch lassen sich zu Lebzeiten Goethes feste Kohorten von Jugendlichen nachweisen, die sich nach Konfession, Geschlecht, sozialem Rang und Berufsziel unterschieden, ohne sich untereinander zu vermischen. Die einzelnen Gruppen hatten kein gemeinsames Grunderlebnis und erst recht keine irgendwie angenäherte Erfahrungswelt. Das gilt überwiegend auch noch für das 19. Jahrhundert und frühe 20. Jahrhundert. Die verschiedenen Kohorten der Jugendlichen waren gebunden an gesellschaftliche Stände oder Klassen, die sich erst seit Mitte des 20. Jahrhunderts allmählich auflösten (Speitkamp 1998). Der Grund sind Prozesse sozialer und kultureller Differenzierung, die die Klassenschränken durchlässig machten. Ein Beispiel dafür ist die Verbreiterung der Mittelschicht durch Wirtschaftswachstum und Prozesse der Bildungsexpansion seit dem Zweiten Weltkrieg in Europa.

Es gibt heute nicht mehr, wie noch in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts, eine „proletarische“ und eine „bürgerliche Jugend“, die sich in ihren kulturellen Lebensformen strikt unterschieden. Auch die Abgrenzung zwischen „katholischer“ und „evangelischer“ Jugend ist auf breiter Basis nicht mehr vorhanden.

- Jugendliche werden heute unterschieden nach ihrer Herkunft, ihrem Geschlecht, ihren Leistungen, ihren Auffälligkeiten und auch nach ihrer Nähe oder Ferne zur Bildung.
- Ein Konstrukt „die“ Jugend gibt es nicht oder nur als Sprachregelung.
- Heute ist die Gesamtheit „Jugend“ eine Metapher und keine soziale Größe.

¹ Helmuth Schelsky: *Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend* (Düsseldorf: Eugen Diederichs Verlag 1957). Die These basierte vor allem auf Untersuchungen der deutschen Arbeiterjugend nach dem Zweiten Weltkrieg.

- Nicht zufällig wird Jugend nur noch am Alter festgemacht und bezieht sich nicht mehr auf konkrete Kohorten.

Die Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen ist heute durch einen hohen und zunehmenden Grad an Kommerzialisierung und Medialisierung gekennzeichnet. In diesem Erfahrungsraum sind neuartige Risiken entstanden, die noch vor wenigen Generationen weitgehend unbekannt waren. Dazu zählen im Jugendalter etwa

- die Abhängigkeit von Unterhaltungsmedien,
- die Schädigung der Gesundheit durch falsche Ernährung,
- auch Schuldenfallen
- und schliesslich der Wettbewerb des Aussehens,
- der durch Körpernormen gesteuert wird und der Gesundheitsfolgen haben kann.

Neue Risiken dürfen aber nicht so verstanden werden, als sei das Aufwachsen früher „leichter“ gewesen und die Erziehungsverhältnisse „besser“. Besser oder schlechter lässt sich historisch wenn, dann nur an ausgesuchten Indikatoren nachweisen, also nie gesamthaft und mit einem pauschalen Ergebnis, wie die zahlreichen Nostalgiker unterstellen müssen. Aber Nostalgie ist einfach die Projektion schlechter Erfahrungen in die Vergangenheit, die sich dagegen nicht wehren kann.

Blickt man nur hundert Jahre zurück, dann ergibt sich ein sehr gemischtes Bild und jedenfalls keine heile Welt. Um 1900 ist keine „gute alte Zeit“ der Erziehung zu erkennen,² sondern eine expandierende Industriegesellschaft, die immer noch in grossem Masse Kinderarbeit kannte. Auf dem Lande wurden wie im 18. Jahrhundert Verdingkinder angeboten, Erziehung gegen Entgelt war auch in den Städten Praxis.³ Die Geburtenrate sank seit Mitte des 19. Jahrhunderts, die medizinische Versorgung verbesserte sich zusehends, aber in den Städten bestimmten vor allem die Klassenschranken das Leben. Und in den meisten ländlichen Regionen, zumal in den Bergen wie in Graubünden oder Tirol, war noch keine Ganzjahresbeschulung durchgesetzt.

Dabei war um 1900 schon ein starker gesellschaftlicher Wandel spürbar, der die Familien in Form von Medien oder neuen Anforderungen der Verschulung auch erreichte. Doch der Erziehungsstil in Familie und Schule war durchgehend autoritär, Jugendliche wurden auf genau vorbestimmten Bahnen in die Gesellschaft eingegliedert. Entsprechend gering war ihr Freiraum. Es war zum Beispiel undenkbar, dass die Jugendlichen über ihre Religion selbst bestimmen konnten. Aber daran denkt man nicht, wenn die bessere Vergangenheit beschworen wird. Die heutige Nostalgie meint im Übrigen mit „früher“ nicht den Weg zurück durch die ganze Geschichte der Erziehung, sondern nur den Wandel des letzten Jahrhunderts und speziell die Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg.

Die Bilder der guten Erziehung, die die Nostalgiker im Kopf haben, beziehen sich auf diese Epoche. Die letzte heile Welt scheint es in den Fünfziger Jahren gegeben zu haben, in der Zeit vor „68“ sozusagen. „Heile Welten“ sind Wünsche, nicht Wirklichkeiten. Rückblickende Projektionen der „guten Erziehung“ arbeiten mit Bildern der harmonischen Familie und der guten Kinder, die Bilder klammern alles aus, was stören könnte wie etwa die historische Praxis des Strafens oder das unnachsichtige Durchsetzen der Verbote.

² „Good old days“ ist eine Werbebotschaft (so schon Cohn 1940).

³ In Deutschland wurde erst in einer Novelle zur Gewerbeordnung vom 23. Juni 1879 die Erziehung gegen Bezahlung ausdrücklich von der Gewerbebefreiheit ausgenommen.

Projektionen der heilen Welt der Familien prägen die Erwartungen, seitdem populäre Medien die öffentlichen Diskussionen über Erziehung bestimmen. Goethe war sicher kein pädagogischer Nostalgiker.

Frühere Erziehungskulturen waren über Jahrhunderte stabil, örtlich konfiguriert und stark von der Überlieferung abhängig. Diese Kulturen kannten ihrerseits hohe Risiken, die dem Bild der heilen Welt sehr drastisch widersprechen. Risiken der Erziehung noch im 18. Jahrhundert waren

- Kindersterblichkeit,
- Krankheiten und Seuchen,
- Armut,
- fehlende Schulbildung
- und Unwissen,
- nicht zuletzt im Blick auf die Kinder und Jugendlichen selbst.

Die Erziehung selbst war auf Ordnung bezogen. Ein zentrales Thema der Erziehungsliteratur seit Mitte des 18. Jahrhunderts waren strikte Formen des Benehmens im Haus oder in der Öffentlichkeit, in der Schule und nicht zuletzt bei Tisch. Bis in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein waren die Kinderbücher auf gutes Benehmen und Tischsitten ausgerichtet, kalkuliert für bürgerliche Haushalte und praktiziert als Drill (Lees 1985). Erziehung meinte so vor allem Benimm und Verstöße gegen die Regeln hart sanktioniert.

Auch in den bürgerlichen Familien gab es ein massives Strafreiment. Gute Kinder wurden von bösen unterschieden, die nicht zufällig „unartig“ hiessen, ein Synonym für „frech“, „impertinent“, „unmanierlich“ und „ungezogen“. Wer nicht erzogen war, zeigte das an seinen Manieren. Gute Kinder waren folgsam, sie gehorchten und taten, was die Eltern von ihnen verlangten. Gehorsam war die andere Seite des Benimms, die Unterwerfung nicht unter die Regeln, sondern unter die Autorität. So wurden aus Kindern Jugendliche, und Ausnahmen bestätigten die Regel. Wenn also heute wieder von „Gehorchen“ die Rede ist, sollte man die historische Praxis vor Augen haben.

Körperstrafen dienten, wie amerikanische Studien nachweisen, noch im 20. Jahrhundert der „Austreibung des Teufels“ (Straus 2001). Vorausgesetzt war das sündige Kind. Jahrhundertlang teilten viele Eltern und die Obrigkeit diese Annahme, entsprechend war die Erziehung. Kinder galten als bedrohte Wesen, die sich leicht mit der Sünde infizieren konnten, wenn nicht ohnehin von der Erbsünde ausgegangen wurde. Vergehen waren nicht einfach Regelverletzungen, vielmehr wurden sie verstanden als Manifestationen des Charakters, den nur harte Strafen korrigieren konnten. Die schlechte Anlage zeigte sich im Verhalten und der böse Blick war dafür ein untrüglicher Indikator. In Italien hiess das *malocchio*, und betroffen waren vor allem Frauen und Kinder.

Die Praxis des Strafens wurde seit dem 19. Jahrhundert im Wesentlichen nur in Gerichtsakten dokumentiert. *Wie* Kinder gezüchtigt wurden, war kein öffentliches Thema - nur *dass*. Das erklärt, warum es kaum Bildquellen gibt, die der Annahme harmonischer Verhältnisse grob widersprochen hätten. Auch Berichte der Kinder selbst sind ausserhalb von Kriminalfällen eine seltene Erscheinung. Dabei spielte die Rute in der Selbstdarstellung des Lehrerstandes lange eine entscheidende Rolle, weil sie das Symbol der Macht war. Die Strafpraxis in den Schulen ist seit Mitte des 19. Jahrhunderts immer wieder karikiert worden.

Aus den Karikaturen kann man schliessen, welches die Formen der Strafen gewesen sind und so auch, was die Kinder und Jugendlichen erdulden mussten.

Viele Kinder begannen wie im Mittelalter mit sieben Jahren zu arbeiten und besuchten daher keine Schule. Oft waren sie krank und lebten in erbärmlichen Umständen ohne gesetzlichen Schutz. 1899 hatten erst 28 amerikanische Bundesstaaten Gesetze gegen die Kinderarbeit, die noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts weit verbreitet war (Hindman 2002). Daher lässt sich von einer Erziehung durch die Lebensnot sprechen, begleitet von einer minimalen Schulausbildung und wenig Sinn für die Anliegen des Lernens. Eltern hielten ihre Kinder von der Schule fern, nicht nur weil sie Geld verdienen sollten, sondern weil die Schulen unattraktiv waren. Schulbildung für tatsächlich *alle* Kinder ist keine hundert Jahre alt und so eine kurze Etappe in der Geschichte der Erziehung.

Nicht nur Kinderarbeit war verbreitet, sondern auch unnachsichtiges Strafen. Widerstand war Auflehnung und so Infragestellen der Autorität, die meistens der Vater oder der Lehrer darstellte. Die Techniken der Disziplinierung reichten vom willentlichen Degradieren im Klassenzimmer über das öffentliche Blossstellen und den Pranger bis hin zu schwerer körperlicher Misshandlung. Strafen waren Erziehungsmittel, das heisst, sie folgten einer moralischen Begründung, die auf das Wohl des Kindes abzielte. Damit verbunden ist die heute noch zu hörende Verharmlosung, dass Schläge Kindern „noch nie geschadet hätten“. Die Kinder sind dabei nie gehört worden.

Um den mentalen Wandel deutlich zu machen, genügt ein kurzer Hinweis: 1945 erschien im schwedischen Original Astrid Lindgrens *Pippi Langstrumpf*, vermutlich das einflussreichste Kinderbuch des 20. Jahrhunderts.⁴ Beschrieben wird hier ein Aufwachsen ohne Geradesitzen, gescheiteltes Haar und *fork&knife*, also die genau trainierte Haltung der Hände beim Essen. Dargestellt wird stattdessen das eigensinnige und schöpferische Kind, das anarchische und starke Mädchen oder das Ideal der Reformpädagogik. Dieses Mädchen hatte keine Umwelten, die seinen Freiheitsdrang beschränken oder seinem Witz widerstehen konnten. Die Erfahrungsräume waren auf das Kind zugeschnitten, nicht umgekehrt. Aber das war Literatur, nicht Praxis.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts waren Kindheit und Jugend einem zunächst eher langsamen sozialen Wandel ausgesetzt, der sich in den letzten fünf Jahrzehnten stark beschleunigt hat. Davon betroffen sind Einstellungen ebenso wie Verhaltensnormen und öffentliche Erwartungen gegenüber der Erziehung von Kindern und Jugendlichen. Beide konnten schärfer als zuvor unterschieden werden, weil sich allmählich eine symbolische wie materielle Differenzierung zwischen Kinder- und Jugendkulturen herausbildete.

- Vor 150 Jahren war „Jugend“ eine kurze Phase,
- weil unmittelbar nach der oft nur sechsjährigen Schule der Eintritt ins Arbeitsleben stattfand
- und eine eigene Jugendkultur nur sehr rudimentär ausgebildet war.
- „Jugendlich“ war weder ein Prädikat noch eine Aussehensnorm,
- die als Erwartung öffentlich kommuniziert worden wäre.

Das hat sich stark verändert, sowohl im Blick auf die Dauer als auch bezogen auf die Lern- und Erfahrungsfelder der Jugendlichen. Die Ursachen dafür sind in der Verlängerung und Stabilisierung der Schulzeit, im Aufbau von Berufslehren, in der Formung von

⁴ Erste deutsche Ausgabe Hamburg 1949. Die Übersetzung stammt von Cäcilie Heinig, die Illustrationen des schwedischen Originals gehen auf Ingrid Vang Nyman zurück.

Zielgruppen für den Prozess der Kommerzialisierung sowie in der Verlängerung der Reifezeit zu suchen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden „Jugend“ und „jugendlich“ zu einer ästhetischen Norm, die das Leben der Erwachsenen beeinflusste. „Jugend“ ist heute eine Phase intensiven Erlebens von Entwicklungsaufgaben und Anreizen, die individuell bewältigt werden müssen. Die rituellen Übergänge zwischen Kindheit und Jugend entfielen weitgehend, heute gibt es kaum noch gesellschaftliche *rites de passage*, die Arnold van Gennep 1909 im Blick auf Stammeskulturen und Volkssitten beschrieben hatte.⁵

Oft beherrschen Vermutungen über „die“ Jugend die heutigen Schlagzeilen. Auffällig ist, dass die weitaus meisten Schlagzeilen negativ sind. Nicht selten sind sie mit der Deutung verbunden, dass sich die Erziehung oder gar die Jugend selbst zum Schlechteren verändert habe. Der Zustand „der“ Jugend ist eine notorisch umstrittene Grösse, die sich für viele Zuschreibungen eignet und die auch immer wieder politisiert wird. Als Ursache für den negativen Trend wird oft der „zügellose“ Konsum der Jugendlichen und damit einhergehend die falsche oder fehlende Erziehung vermutet. Das Aufwachsen in der Konsumgesellschaft wird mich in einem zweiten Teil beschäftigen.

2. Die unausweichliche Erfahrung der Konsumgesellschaft

Die Beschleunigung des Wandels hat auch zu tun mit der Kommerzialisierung, also dem Einfluss von Produkten, die die Kinder und Jugendlichen selbst kaufen können oder die die Eltern für sie kaufen. Das ist nichts grundsätzlich Neues, wohl aber haben mit der wachsenden Kaufkraft und dem Angebot die Bedeutung und die Intensität des Kaufens zugenommen. Die These gilt mindestens für die Bedingungen des Aufwachsens in westlichen Konsumgesellschaften, die aber ein Grundmodell im Prozess der Globalisierung von Kindheit und Jugend darstellen. Historisch statische und medial unbeeinflusste Verläufe von Erziehung gibt es weltweit so gut wie nicht mehr.

Als Kunden wurden amerikanische Kinder und Jugendliche bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts entdeckt, parallel zur Entwicklung der Reformpädagogik und so der „kindzentrierten“ Erziehung (Jacobson 2004). Der historisch stark wachsende Einfluss der Kleiderindustrie auf Aussehenserwartungen, Habitus und Selbstverständnis von Kindern ist gut untersucht (Cook 2004), ebenso wie die konkreten Kaufaufforderungen. In der Forschung ist auch evident geworden, welche Rolle einzelne Firmen wie der Disney-Konzern in der Veränderung der Kindheit einschliesslich des Leseverhaltens gespielt haben (Sammond Durham 2005). So lösten Comics die Lektüre von Büchern ab. Selbst Familienrituale wie Weihnachten oder der Thanksgiving Day sind von dem Wandel hin zur Kommerzialisierung nicht ausgenommen (Pleck 2000). Der historische Prozess scheint irreversibel zu sein, wenigstens spricht nichts für einen sich abschwächenden Trend.

Heute ist die Kommerzialisierung der Kindheit so selbstverständlich, dass die amerikanische Autorin Juliet Schor (2004) davon sprechen konnte, die Kinder würden geradezu zum Kaufen geboren. Ihr einflussreiches Buch heisst *Born to Buy*. Hinter diesem Titel stehen Zahlen:

⁵ Initiationsriten setzen abgrenzbare Gruppen voraus, zwischen denen der Übergang vollzogen werden muss. Nur dann gelten die drei Stufen, die analysiert hat, *préliminaire*, *liminaire* und *postliminaire*.

- Zwölf Milliarden Dollar kostet jedes Jahr allein die Werbung für Produkte, die Kindern als Konsumenten angeboten werden.
- Zu Beginn des 21. Jahrhunderts hatten die amerikanischen Kinder und Jugendlichen direkten Einfluss auf Kaufentscheide, die sie betrafen, in Höhe von fast 190 Milliarden Dollar.
- Das betrifft den Hauskauf, den Urlaub oder die Anschaffung von Autos.
- Mitte der siebziger Jahre betrug die dafür zur Verfügung stehende Summe noch etwa 20 Milliarden Dollar.
- Der Markt für die Vier- bis Zwölfjährigen wird auf einen Umsatz von etwa 30 Milliarden Dollar geschätzt.

Vielleicht ändert die Finanzkrise diese Zahlen ja, aber in der Tendenz lassen sie sich durchaus übertragen. Sie gelten in ähnlicher Weise auch für Länder wie Deutschland und Österreich, auch hier haben Kinder und Jugendliche kaum noch Möglichkeiten, von den Auswirkungen der Konsumkultur *nicht* berührt zu werden. Marken und Moden beherrschen schon den Erfahrungsraum von kleinen Kindern, auf mehreren Ebenen gleichzeitig.

Allein der amerikanische Markt für Marken-Kinderkleidung umfasst pro Jahr einen Umsatz von 5 Milliarden Dollar. Versuche, hier eine besondere Zielgruppe zu begründen, gibt es seit 1917, die ersten Boutiquen speziell für Kinder und Jugendliche wurden in den sechziger Jahre gegründet und sind seitdem aus dem Erfahrungsraum nicht mehr wegzudenken. Die Kinder und Jugendlichen gewinnen auf diesem Wege ständig an Kundenmacht, was verbunden ist mit starken Beeinflussungen. Das visuelle Umfeld von Kindern generell ist durchsetzt mit Werbebotschaften. Im deutschen Sprachraum gehen die Kinder rund 10.000 Stunden in die Schule, aber sind im Schnitt rund 12.000 Stunden⁶ Massenmedien mit Konsumangeboten ausgesetzt. Die Beeinflussung nimmt zu und nicht etwa ab. Der Grund ist, dass Kinder und Jugendliche bis 18 Jahren als Zielgruppe mit erheblicher Kaufkraft interessant geworden sind.

Darauf sind spezialisierte Anbieter eingestellt. Kinder und Jugendliche können heute über ein individuelles Budget mehr oder weniger autonom verfügen. Es gibt zahllose Produkte, die ausschliesslich auf Kinder zugeschnitten sind und die von Kindern auch unabhängig von ihren Eltern gekauft werden. Dieser Markt ist in den letzten zwanzig Jahren massiv ausgeweitet worden. Mit steigendem Alter nehmen schon die Kinder eigenständig an der Konsumgesellschaft teil, also vollziehen nach, was die Erwachsenen für sich in Anspruch nehmen. Vielfach ist die einzig wirkliche Beschränkung das Einkommen der Eltern. Es gibt für heutige Kinder und Jugendliche Armutserfahrungen, aber die bestimmen nicht das Gesamtbild.

Die Realität lässt sich anhand vieler Phänomene der täglichen Erfahrung beschreiben, aber auch mit konkreten Zahlen belegen. Seit 1994 wird in Deutschland jährlich eine „Kids-VA“, eine „Kids-Verbraucher-Analyse“, durchgeführt. Die Analyse beruht auf Befragungen von Kindern und Eltern. Die Daten von 2006⁷ sehen wie folgt aus:

⁶ In den Vereinigten Staaten ist das Verhältnis noch krasser: Die Kinder verbringen etwa 12.000 Stunden in der Schule. Im Alter von zwei und siebzehn Jahren sehen sie zwischen 15.000 und 18.000 Stunden Fernsehprogramme.

⁷ Die Kids Verbraucher Analyse 2006 ist wiederum vom Geschäftsbereich Anzeigen des Berliner Eghapa Verlag durchgeführt worden. Der Verlag ist mit Produkten mit „Micky Maus“, „Asterix“ oder „Werner“ einschlägig interessiert.

- Die Sechs- bis Dreizehnjährigen verfügen insgesamt über eine Kaufkraft von fast sechs Milliarden Euro.
- Diese Summe nimmt ständig zu.
- Im Jahr 2006 hatte jedes Kind in Deutschland durchschnittlich 1.006 Euro zur Verfügung.
- Zwei Jahre zuvor waren es noch 125 Euro weniger.
- Die Gesamtsumme ergibt sich, wenn man Taschengeld, Sparguthaben und Geldgeschenke etwa zu Weihnachten oder an Geburtstagen zusammen rechnet.

Es ist diese Summe, die die Kinder als Zielgruppe interessant macht. Ihre Kaufkraft ist trotz sinkender oder stagnierender Realeinkommen gestiegen. In immer weniger Kinder wird also immer mehr Geld investiert. Zwei Drittel der Kinder dürfen mit ihrem Taschengeld und den sonstigen Zuwendungen machen, was sie wollen. Die Zuwendungen sind reichlich. Heutige Kinder erhalten im Schnitt 60 Euro Bargeld zum Geburtstag und 71 Euro zu Weihnachten, die zur eigenen Verfügung stehen. Damit steigen die Freiheiten.

- Fast siebzig Prozent der Kinder zwischen sechs und dreizehn Jahren können entscheiden, wie sie sich kleiden,
- fast vierzig Prozent verfügen über einen eigenen Fernsehapparat, 83 Prozent sehen täglich fern,
- und was sie sehen, ist oft gleichbedeutend mit offener oder versteckter Produktwerbung.⁸

Insgesamt handelt es sich im Blick auf die Kaufkraft um eine der interessantesten Zielgruppen überhaupt. Nimmt man die Jugendlichen hinzu, also die Gruppe der Dreizehn- bis Achtzehnjährigen, dann verfügten im Jahre 2003 die mehr als elf Millionen Kinder und Jugendlichen in Deutschland jährlich über mehr als 20 Milliarden Euro. Im Durchschnitt gibt jeder Einzelne rund 1.800 Euro jedes Jahr aus, um an der Konsumwelt teilhaben zu können (Kids Verbraucher Analyse 2004). Für die Schweiz und Österreich dürften ähnliche Zahlen gelten. Sie machen deutlich, dass es sich um kein zurückgehendes Phänomen handelt.

Die Erfahrung der Freiheit, kaufen zu können, was man will, nimmt mit dem Alter kontinuierlich zu, was auch heisst, dass die Budgets steigen und die Gewöhnung daran zu einer festen Erwartung wird. Die Kinder lernen, dass und wie sie ständig ihre Wünsche erfüllen können, sie werden fixiert auf Marken, die mit Prestige verbunden sind, und sie erleben das Aufschieben von Wünschen oder gar deren Unerfüllbarkeit als Konflikt und nicht als Regelerfahrung. Dieses Lernmilieu hat Folgen. 70 Prozent der Kinder und Jugendlichen geben in der „KidsVA“ an, dass ihnen Aussehen wichtiger ist als Charakter, und Mode bedeutet ihnen fast so viel wie die eigene Familie.

Neue amerikanische Studien zeigen, dass die Ausrichtung auf Konsum ohne wirkliche Alternativen auch andere Konsequenzen hat. Die Kinder werden durch Logos geprägt („branded“) (Klein 2002), sie laufen früh Gefahr, in ihren Wünschen nicht beschränkt zu werden und die Folgen des Konsums nicht zu beherrschen. Das hängt auch damit zusammen, dass Kinder und Jugendliche *ständig* kaufen können, weil immer Produkte zur Verfügung stehen und oft auch Geld vorhanden ist. Verbraucherverbände und manche Medien gehen

⁸ Parallel dazu wird auch gespart. Die Kinder verfügen über ein Sparguthaben, das im Durchschnitt 612 Euro beträgt. Auch damit können sie in aller Regel machen, was sie wollen. Nur bei grösseren Anschaffungen gibt es so etwas wie ein Elternveto.

inzwischen davon aus, dass „Shopping“ mit Kindern angesichts des Angebots und der Zugänglichkeit zu einem Risikofaktor geworden ist.⁹

Das gilt nicht nur im Blick auf Kleidung und Aussehen. Für Gesundheitsrisiken als Folgen falscher Ernährung gibt es eigene Forschungs- und Beratungszentren.¹⁰ Geldfallen stellen die grösste materielle Gefahr dar, Verschuldung von älteren Kindern und Jugendlichen ist in den Vereinigten Staaten inzwischen fast eine Regelerfahrung und zugleich ein starkes gesellschaftliches Tabu (Dungan 2002). Psychologische Studien, die untersuchen, wie sich Kinder als Konsumenten verhalten, beschreiben für die Vereinigten Staaten eine starke Reizsteuerung, die bislang kaum Formen der Abwehr oder des Widerstandes kennt (Gunter/Furnham 1998). Schon in den achtziger Jahren ist darauf verwiesen worden, dass Kinder sich von „savers“ zu „spenders“ entwickelt hätten, was angesichts der Marktkräfte nicht überrascht (McNeal 1987).

Kinder kaufen oft Produkte oder lassen sie sich schenken, über die sie wenig wissen. Sie werden permanent zum Kaufen aufgefordert, man denke an Nike's „Just do it!“, ohne darüber informiert zu werden, was sie für ihr Geld eigentlich erhalten (Linn 2004, S. 191). Das Ziel ist, sie möglichst früh an Marken zu gewöhnen und etwas zu erzeugen, was in der amerikanischen Literatur „impulse buying“ genannt wird - Kaufen ohne nachzudenken (ebd.). Gemäss eines Reports der „Task Force on Advertising and Children“ der American Psychological Association aus dem Jahre 2004 sehen die amerikanischen Kinder mehr als 40.000 Werbespots pro Jahr, deren Inhalte kleinere Kinder weitgehend unkritisch übernehmen (Report 2004, S. 6f.).

Die Langzeitfolgen dieses Konsums sind nicht untersucht, auch müssen erhebliche Differenzen zwischen den Erziehungskulturen verschiedener Länder in Rechnung gestellt werden. Aber auch für die Schweiz oder für Österreich gilt, dass die Orientierung an Marken inzwischen zu einem beherrschenden Faktor der Kinder- und Jugendkulturen geworden ist. Die Globalisierung ist ebenso unübersehbar wie der Einfluss auf die Identitätsbildung (Langer 2005). Interview-Studien mit Jugendlichen zeigen überdies, dass dabei unentwegt Kaufentscheide getroffen werden müssen und dass starker sozialer Druck herrscht, in dem sie mithalten müssen (Chin 2001).

Das trifft auch auf Erfahrungen zu, die die Jugendlichen mit ihren Peers machen. Die Marken geben den Rang an, was auch dann der Fall ist, wenn Kinder und Jugendliche über das Zustandekommen der Produkte gut informiert sind. Experimentelle Studien zeigen, dass mit Beginn der Jugendzeit Marken konzeptionelle Bedeutung erlangen, also nicht nur aufgezählt und unterschieden werden können, sondern das persönliche Urteil bestimmen. Die Konsumentensymbole werden nicht nur wahrgenommen, sondern mit Image und Bedeutung aufgeladen, was bei jüngeren Kindern nicht der Fall ist. Offenbar sind Marken hochgradig bedeutsam für die Identität von Jugendlichen, und zwar unabhängig vom Geschlecht (Bachmann Achenreimer//Roedder John 2003).

Diese eher stillschweigende Entwicklung ist nicht nur eine Wohlstandsfolge, sie hat auch mit dem Wandel der Erziehungsgrundlagen zu tun. Konsum und Kommerz sind keine Grössen, die aus der Kindheit wieder verschwinden werden. Das hat Folgen für die

⁹ Etwa das amerikanische National Research Center for Women&Families:
<http://www.center4research.org/news/toys2005.html>

¹⁰ <http://www.kidsnutrition.org/>

Arrangements in den Familien und die Formen des Umgangs, die sich wegbewegt haben von den starren Rollen, die die Erziehung noch vor fünfzig Jahren gekennzeichnet haben.¹¹ Von dem, was noch vor dreissig Jahren als „Erziehung“ galt, ist nicht mehr viel zu sehen. Der autoritäre Vater ist als medialer Leittypus ebenso verschwunden wie die selbstlose Mutter, es gibt nur noch wenige Geschwisterreihen und der Kinderwunsch kann ein Stressfaktor werden.

Was früher undenkbar war, ist heute fast selbstverständlich, nämlich öffentlich über die Kosten der Erziehung nachzudenken. Kinder gelten als teuer und Jugendliche als unbezahlbar. Es ist weitgehend selbstverständlich, den Kinderwunsch in einer Paarbeziehung lange *nicht* zu thematisieren und sich dann auch *gegen* diesen Wunsch zu entscheiden. Kinder werden offenbar in vielen Fällen zu einem Luxusgut. Von den Kosten her gesehen erziehen eigentlich die Kinder die Eltern, einfach weil für die Erziehung ein finanzieller Aufwand erforderlich ist, der den Konsum und den Erfahrungsraum der Erwachsenen beschränkt. Aber das allein erfasst den Wandel nicht.

Heutige Kinder wachsen in offenen Räumen auf, Elternhäuser sind nicht mehr Teil fester sozialer und kultureller Milieus, die Generationen überdauern. In diesem Sinne kann Erziehungsverantwortung nicht heissen, die Erfahrungsräume der Kinder unter Quarantäne zu setzen. Beschränkungen kindlicher Erfahrungswelten sind dort angebracht, wo begründet Schaden vermutet werden kann. Ein zentrales Problem ist Geld. Ältere Kinder und Jugendliche müssen sich in aggressiven Konsumkulturen zurechtfinden, die ständig Investitionen abverlangen, entsprechend sind Kinder nicht nur teuer, sondern auch gefährdet, sofern sie nicht gelernt haben, mit Knappheit umzugehen und auf bestimmte Ansprüche zu verzichten.

Im Blick auf den Wandel lassen sich einige Befunde so zusammenfassen:

- Was sich geändert hat, sind nicht nur die Medien der Kommunikation, sondern auch die Formen sozialer Kontrolle, die Individualisierung der Lebensentwürfe und die Reichweite pädagogischer Verpflichtungen.
- Paare *ohne* Kinder erfahren keine gesellschaftliche Abwertung mehr, Paare *mit* Kinder sind aber auch nicht mehr unbedingt Rollenvorbild, vor allem weil Kinder als unabsehbare Verpflichtung angesehen werden, die an keinem bestimmten Datum endet.
- Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind ein prekärer Prozess lebenslangen Lernens, der nicht aufhört, wenn die Kinder erwachsen sind.
- Die Adoleszenzkrise wird von beiden Seiten als starke Belastung erlebt.

Trotz oder vielleicht auch wegen dieser Entwicklungen besteht für pädagogische Nostalgie kein Anlass. Kinder haben „früher“ nicht „besser“ gelebt, etwa weil die Welt einfacher war oder die Verhältnisse überschaubarer. Allerdings neigt die öffentliche Diskussion immer wieder zur Konstruktion von heilen Welten, die oft auch die allgemeine Erwartung bestimmen. Es waren - und sind - dies Bilder der „idealen“, „reinen“ und „unschuldigen“ Kindheit (Higonnet 1998, McGavran 1999), die seit Beginn des 19. Jahrhunderts die öffentliche Reflexion über Erziehung prägten, aber nie die Praxis bestimmt haben. Und auch die heutigen Bilder des *coolen* Kindes (Cross 2004) sind nichts als Generalisierungen, die über das tatsächliche Verhalten wenig aussagen.

Im Blick auf die Praxis der Erziehung müssen allerdings grosse Unterschiede in Rechnung gestellt werden. Die Eltern verhalten sich ebenso wenig gleich wie die

¹¹Materialien sowie Bilddokumente finden sich etwa in der Ausstellung *Lebensstationen in Deutschland 1900 bis 1993*: <http://www.dhm.de/ausstellungen/lebensstationen.startseite.htm>

Jugendlichen. In den einzelnen Familien werden sehr verschiedene Strategien gewählt, wie der Umgang zwischen Eltern und Kindern gestaltet werden soll und gerade im Blick auf die Budgets gibt es nicht lediglich Sorglosigkeit - aber es ist kein Zweifel, dass alle Betroffenen auf das Problem zunehmender Integration schon von ganz kleinen Kindern in die Konsumwelt reagieren müssen. Parallel dazu hat sich auch ein Wandel der Erziehung vollzogen, der einerseits auf knappe Zeiten reagiert und andererseits von neuen Formen des Umgangs geprägt ist, die mit dem Ausdruck „Verhandlung“ erfasst werden sollen. Damit werde ich mich abschliessend befassen.

3. Wandel der Erziehungsformen

Der heutige Alltag in der Erziehung besteht nicht nur aus der Auseinandersetzung mit den Konsumwünschen der Kinder. Der Alltag ist vor allem gekennzeichnet von der Ausweitung der Zuständigkeit, wachsenden Pflichten und gestiegener Verantwortung. Eltern werden anders als früher von den Schulen aktiv in deren Erziehungsarbeit eingebunden, die Visibilität abweichenden Verhaltens von Kindern und Jugendlichen nimmt zu und die Toleranz gegenüber fehlenden Leistungen der Eltern nimmt ab. Sanktionen oder gar förmliche Bussen sind denkbar, wenn Kinder und Jugendliche sich deviant verhalten und der Vorfall kenntlich wird. Die Verantwortung der Eltern wird daher viel konkreter kommuniziert als noch vor einer Dekade, nämlich nicht als eine abstrakte moralische Forderung, sondern im Blick auf die Konsequenzen.

Eltern bewegen sich aber auch in anderer Hinsicht in einem veränderten Feld der Erziehung. Die Kosten für die Kinder sind tatsächlich gestiegen¹² und die Kinderzahl ist gleichsam im Gegenzug kontinuierlich gesunken. Die Erziehung konzentriert sich auf ein oder zwei Kinder, die hohe Aufmerksamkeit erhalten und einen ebenfalls hohen Aufwand abverlangen. Die in der Öffentlichkeit oft vertretene Meinung, die Erziehung schwäche sich ab oder „verschwinde“ gar,¹³ wird durch diesen Befund nicht gedeckt. Im Gegenteil wird in weniger Kinder weit mehr investiert als noch vor zwanzig Jahren und werden grössere pädagogische Anstrengungen unternommen als je zuvor. Kinder sind damit auch Symbole für Lebenserfolg, was wiederum die Risiken erhöht.

Die zur Verfügung stehende Erziehungszeit ist dagegen immer knapp. Zumeist sind beide Eltern berufstätig, sie müssen ihre Zeit arrangieren und entscheiden, wie viel Zeit sie für die Kinder aufwenden wollen. Das geschieht individuell und abgestimmt auf die Möglichkeiten eines Elternpaares. Die knappe Zeit sorgt dafür, dass Erziehung sich zunehmend auf verschiedene Instanzen verteilt. Das gilt etwa für die Indienstnahme der Grosseltern, die praktisch weit mehr als früher Einfluss nehmen auf die Erziehung ihrer Enkel. Ein anderes Phänomen sind Beauftragungen. Für pädagogische Dienstleistungen steht heute ein ausgebautes und effizientes Angebot zur Verfügung, das mehr oder weniger diskret genutzt wird.

Eine kurze Auflistung der Möglichkeiten kann das illustrieren:

¹² Die erste Schweizer Studie über die Kosten der Kindheit erschien Mitte der neunziger Jahre 1995 (Spycher/Bauer/Baumann 1995). Die Kosten variieren mit dem Alter der Kinder und der Zahl der Geschwister. 2007 werden die Ausgaben für ein dreizehnjähriges Einzelkind auf 2020 Franken pro Monat geschätzt. Bei einem Geschwister sinkt die Summe auf 1790 Franken, bei zwei Geschwistern auf 1600 Franken (Angaben: Bundesamt für Statistik).

¹³ Im Anschluss an Neil Postmans Buch *The Disappearance of Childhood* (1982).

- Private Lernstudios sorgen für Nachhilfe und Zusatzbildung.
- Musikschulen bieten bei steigender Nachfrage Instrumental- oder Gesangsunterricht an und sorgen für musikalische Kompetenz.
- Fitness-Studios bestimmen das körperliche Training.
- Therapien und sozialpädagogische Dienste ergänzen die Erziehungsarbeit der Eltern.

Die Eltern erhöhen ihre Belastungen, investieren mehr und sehen zugleich, dass die Möglichkeiten des Einwirkens begrenzt sind, weil die Erfahrungsräume der Kinder über das hinausgehen, was die Eltern kontrollieren können. Verschiedene Instanzen bestimmen das Erleben von Kindern und sind am Aufbau ihrer Einstellungen beteiligt, Eltern sind die nächsten Bezugspersonen, aber nicht die einzigen. Die Kinder müssen mehr Medien und Dimensionen der Erfahrung als in der Vergangenheit unterscheiden und lernen, sich darin zurecht zu finden. Es hilft wenig, ständig Zerfall oder Niveauverlust zu beklagen. Nicht nur fehlen die erforderlichen Daten und ist der dafür notwendige Masstab gar nicht vorhanden, auch wäre der Blick versperrt, was Kinder und Jugendliche in offenen Erfahrungsräumen lernen und wie sie mit den Risiken umgehen.

Neue Modi des Umgangs zwischen Eltern und Kindern sind *Aushandeln* und *strategische Interaktion*, die inzwischen gut beschrieben sind (Darian 1998, Gregan-Paxton/John 1997, Palan/Wilkes 1997). Hier entscheidet nicht einfach die Macht, sondern der Wunsch und das Argument im Einklang mit dem Budget. Kinder handeln im Rahmen ihrer Interessen durchaus rational und oft auch strategisch. Beide, Kinder wie Eltern, sind Teil der Konsumkultur, auch in dem Sinne, dass beide ästhetischen Kaufanreizen ausgesetzt sind, die nicht einfach „pädagogisch“ ersetzt werden können und aber oft ein Problem darstellen. Daher sind schon in den frühen neunziger Jahren Konsum-Ratgeber für Kinder erschienen (McNeal 1992), die heute einen eigenen Markt darstellen (Gregory Thomas 2007 und zahllose andere).

Allerdings ist Rat nicht ganz so einfach. Eine pauschale Kritik an den Marktkräften führt nicht recht weiter, weil alle Alternativen auch vermarktet werden, und dies mit ähnlichen Stereotypen (Seiter 1995). Die zunehmende Materialisierung des Lebens hat psychische Folgen (Dittmar2007, 2007a), aber damit umzugehen, ist nicht einfach durch Appelle möglich. Kinder gewinnen an Macht, und dies nicht nur, weil sie viele Verbote unterlaufen können, sondern weil sie zum Erfolg oder Misserfolg der Erziehung aktiv beitragen. Sie sind nicht einfach deren Objekt. Daher häufen sich in der Literatur Stimmen, die davor warnen, Kinder und Jugendliche mit einem einfachen Entweder-Oder-Schema zu betrachten, als autonome Konsumenten auf der einen, behütete Spezies auf der anderen Seite (Tyler 2005).

Der Erziehungsmodus ist häufig eine Verhandlung, und gar nicht so selten beeinflussen die Kinder und Jugendlichen die Entscheide der Erwachsenen, die sich keineswegs immer gegen die Pädagogik der Medien (Buckingham/Sefton-Green 2003) durchsetzen können. Daher ist nicht primär „Autorität“ das kardinale Problem, sondern die Reichweite des jeweiligen Arguments sowie das Geschick der Kommunikation, also die fortlaufende Abstimmung. Vielfach entscheidet einfach die Nervenstärke und die Verhandlungen können die Eltern auf eine harte Probe stellen. Manche Studien sprechen von einem „Nag factor“; Kinder und Jugendliche sind geschickt darin, die Kaufentscheide ihrer Eltern durch Quengeln, Nörgeln und Beharrungsvermögen zu beeinflussen (Bridges/Briesch

2006). Ausserdem billigen Eltern oft den älteren Kindern und Jugendlichen Expertenstatus beim Kauf bestimmter Produkte zu (Goldberg et al. 2003).¹⁴

Der Modus der Verhandlung bedeutet nicht, dass über alles und ständig verhandelt werden muss. Grenzen sind nicht verhandelbar, wenn sie gelten sollen, dasselbe gilt für die Struktur des Lebensraumes, in dem die Erziehung stattfindet (Armeline 2005). Verhandelt wird über Entscheidungen, an denen Kinder in der einen oder anderen Art beteiligt sind. Durch Verhandlungen entsteht so etwas wie herausgearbeitete Kognition (collaborative cognition) (Bearison/Dorval 2002), die einen fragilen Status hat und gleichwohl die Basis des Gemeinsamen darstellt. Gut belegt sind zum Beispiel Verhandlungen in Familien über Gefahren und Sicherheitsrisiken (Backett-Milburn/Harden 2004). Verhandlungen haben zur Voraussetzung, dass im Blick auf Entscheidungen eine Art Partnerschaft angenommen wird, die sich auch mit dem historischen Wandel der Erziehungsverhältnisse erklären lässt.

„Erziehung heute“ ist eine ständige Auseinandersetzung mit sehr verschiedenen Umwelten, die nicht immer etwas zum Erfolg der Erziehung beitragen oder auch nur die erzieherische Absicht unterstützen. Konsumwahlen vieler Kinder sind oft nicht angetan, auf den Erfolg der Erziehungsbemühung zu verweisen. Handys etwa wählen Kinder wegen der Marke, aufgrund der neuesten Technologie und weil ihre Peers bereits ein solches Gerät besitzen. Sie denken bei der Benutzung oft weder an die Rechnung noch an die Einkommensklasse ihrer Eltern (Downie/Glazebrook 2007). Die Selbstbegrenzung der Wünsche kann zu einem Glücksspiel werden und Grenzen, die andere setzen, verlangen Sanktionsmacht, die oft fehlt oder unterlaufen wird. Die heutigen Kinder und Jugendlichen müssen sich in diesem Erfahrungsraum zurechtfinden.

Man kann sich den Prozess der Erziehung als fortgesetzte Problemlösung vorstellen, die nicht an einem bestimmten Zeitpunkt abgeschlossen ist. Die Eltern, die Kinder und die Jugendlichen sind daran gleichermassen beteiligt, allerdings unterschieden nach Alter und Involviertheit. Manche Probleme betreffen die ganze Familie, andere nur die Kinder, manche Lösungen sind substanzieller Art, andere alltägliche Entscheide, in jeden Fall sollte so viel Gemeinsamkeit wie möglich gesucht und Verträglichkeit angestrebt werden. Und man sollte bei der Einschätzung der Situation davon ausgehen, dass Lösungen für Probleme auch dann gefunden werden, wenn diese zunächst unlösbar erschienen.

- Mit einer solchen Sicht werden die Akteure betrachtet und eine Unterscheidung nach Opfern kann vermieden werden.
- Die Lösung der Probleme strebt nicht ferne Ziele an, sondern muss im heutigen Alltag bestehen.
- Es sind nicht einfach Probleme, die die Kinder „machen“, sondern Probleme, die das Zusammenleben in Umwelten schafft, die sich nicht oder nur begrenzt nach den pädagogischen Wünschen der Eltern richten.

Eltern verhandeln nicht nur jeweils als Vater oder Mutter mit einem Kind, vielmehr sind Familien soziale Systeme, die durch ständige Kommunikation aufrecht erhalten werden. Gut belegt ist der Einfluss der Qualität von Geschwisterreihen beim Zustandekommen einer Problemlösung (Brody/Stoneman/Gauger 1996). Aggressivitätsstudien zeigen, dass belastete Familien weniger intern über Probleme kommunizierten als unbelastete; in belasteten Familien wird die Ursache projiziert und die Lösung nach aussen verlagert (Pakaslahti et. al.

¹⁴ Die Studie zeigt auch, dass Eltern, die stark materialistisch eingestellt sind, Kinder erziehen, die ebenfalls stark materialistisch eingestellt sind. Die Einstellung beeinflusst etwa Haltungen zu schulischen Leistungsanforderungen negativ (Goldberg et.al. 2003).

1998). Studien, die sich mit der Ausbildung der Elternrolle nach dem ersten Kind befassen, zeigen auch, dass Basiskompetenzen und Zutrauen in das eigene Lösungspotential gelernt werden müssen, damit Erziehung als fortlaufende Problembearbeitung möglich werden kann (Ahlborg 2004).

Das gelingt offenbar in den weitaus meisten Fällen, wenigstens gibt es keine Untersuchung, die das Gegenteil feststellen würde.¹⁵ „Eltern“ sind allerdings keine homogene Gruppe, die sich gezielt ansprechen liesse. Das gilt analog für die Jugendlichen, die sich im Blick auf ihre Lebenssituationen und ihre Erfahrungsräume zum Teil massiv unterscheiden. Das Bild des „Konsumrausches“ ist gerade bezogen auf Jugendliche oft sehr irreführend. Ebenso falsch ist es, sie lediglich als Opfer zu betrachten. Sie bilden sich eigene Meinungen über ihre Lebenssituation und schätzen dabei auch ihre Eltern ein. Das zeigt etwa eine australische Studie aus dem Jahre 2004, die Jugendliche nach ihrer Sichtweise über die Arbeitsbelastungen der Eltern und den Folgen des Konsums befragt hat.

Die Studie kommt zu dem Ergebnis, dass die Jugendlichen mehr Zeit mit ihren Eltern verbringen wollen und nicht wünschen, dass die Eltern mehr arbeiten, um das häusliche Budget zu erhöhen. So lange sich die Berufstätigkeit der Eltern nicht exzessiv auf die Familienbeziehungen auswirkt, nehmen die Jugendlichen auch nicht die Schuldgefühle ihrer Eltern wahr. Die Jugendlichen sind kritisch gegenüber dem Materialismus der Konsumkultur, sagen aber gleichzeitig, dass sie sich dem Anpassungsdruck und dem Wettbewerb um Mode und Aussehen kaum entziehen können. Wenn sie mithalten wollen und nicht selbst arbeiten können, sind sie auf das Geld ihrer Eltern angewiesen (Pocock/Clarke 2004).

Zu dem Befund passt auch, dass es positive „spillover effects“ nur dann gibt, wenn das Einkommen der Eltern hoch genug ist. Dann schätzen die Jugendlichen die mit dem Einkommen verbundene Sicherheit und den Lebensstandard, der auch für sie Perspektiven der Teilhabe eröffnet. Bei Knappheit des Budgets angesichts schlecht bezahlter Tätigkeiten der Eltern treten sofort Stressfaktoren auf, die negative Auswirkungen auf das Zusammenleben haben (ebd., S. 31ff.). Konsumverzicht wird nicht belohnt, sondern führt zu erheblichen Spannungen, wenn er nicht freiwillig erfolgt. Die Kosten, nicht mithalten zu können, sind hoch, andererseits können sich die Jugendlichen nicht einfach auf einen Opferstatus zurückziehen, sondern müssen sehen, wie sie ihre Probleme lösen.

In der australischen Studie geben die Jugendlichen an, dass sie später selber arbeiten und eine Familie gründen wollen, nur soll das Leben dann anders gestaltet werden als ihre Eltern es getan haben. Männliche Jugendliche wollen eine aktive Vaterrolle übernehmen und mehr für ihre Kinder da sein, als dies ihre Eltern tun konnten. Weibliche Jugendliche wollen sich die Erziehungsaufgaben mit ihren Partnern teilen. Damit soll weder die traditionelle Rollentrennung vorgenommen noch eine beidseitige volle Berufstätigkeit angestrebt werden (ebd., S. 70). Ähnliche Befunde zeigen deutschsprachige Jugend-Surveys. Jugendliche müssen sich in der Konsumkultur zurechtfinden, sie sind einem erheblichen Wettbewerb ausgesetzt und müssen über ein bestimmtes Budget verfügen. Aber das tangiert nicht ihren Lebensentwurf, der sich mehr auf anderes bezieht als die materialistischen Werte der Konsumkultur.

¹⁵ Eine kanadische Untersuchung aus dem Jahre 2007 zeigt, dass sich Eltern die Erziehung ihrer Kinder sehr wohl zutrauen und dafür auch die Verantwortung übernehmen. Viele Eltern sagten auch, sie wüssten bereits genug über die Erziehung, allerdings waren die Eltern, die ein hohes Wissen angaben, auch diejenigen, die am meisten dazu lernen wollten (2007 Survey).

Davon zu unterscheiden ist die öffentliche Erwartung. Hier ist „Erziehung“ nicht fortgesetzte, manchmal spannungsreiche Problemlösung, sondern ein Image, das auf einen möglichst reibungslosen Prozess verweisen soll, der perfekt aussehen muss. Angesichts der öffentlichen Erwartungen an „gute Mütter“ und „gute Väter“ ist das Abschirmen eine verständliche Haltung. Erziehung wird primär moralisch kommuniziert und niemand will dabei in einem zweifelhaften Licht erscheinen. Hinter dem Image muss der Alltag bewältigt werden, und es gibt keinen Grund davon auszugehen, dass die meisten Eltern damit überfordert sind. Sie stellen sich pragmatisch auf die Problemlagen ein und versuchen herauszufinden, was die je beste Lösung ist.

Der Erfolg der Bemühungen hängt - wie bereits erwähnt - davon ab, wie viel und noch mehr *welche* Zeit zur Verfügung steht. Ein Schlagwort lautet *Quality-Time*.¹⁶ Damit soll gesagt werden, dass nicht der reine Aufwand an Zeit, die Quantität, wichtig ist, sondern die in der Erziehung erreichte Qualität, was immer diese sein mag. Das geht nicht immer auf. Die Forderung nach „Qualität“ steigert leicht die Last und erhöht die Unsicherheit, mindestens wird das potentiell schlechte Gewissen auf Dauer gestellt. Wer eine knappe Erziehungszeit unter dem Diktat der Qualitätserzeugung nutzen muss, setzt sich nicht nur ständig unter Druck, sondern verlernt die spontane Zeitgestaltung, die für die unmittelbare Lösung von Problemen notwendig ist. Neuere Studien zeigen, dass besonders berufstätige Mütter hier erhebliche persönliche Opfer bringen oder bringen müssen (Craig 2005).

Generell gesagt: Es gibt in der Erziehung kein Zeitoptimum, weil die verschiedenen Beziehungen situativ gestaltet werden müssen und dabei ganz unterschiedliche Erlebnisintensitäten zustande kommen. Dabei herrscht das Prinzip der *unausgesetzten Parallelität*. Eltern sind Multi-Tasker: Es sind immer viele Ereignisse und Einflüsse, die gleichzeitig oder knapp nacheinander bearbeitet werden müssen, ohne dass es irgendwann einfach und übersichtlich werden würde. Der Problemfluss wird mit zunehmendem Alter der Kinder nicht geringer, sondern wächst an, wobei leicht auch unliebsame Überraschungen zunehmen. Und die grundlegenden Aufgaben sind nicht irgendwann fertig, sondern stellen sich immer neu, ohne dass man irgendwann sagen könnte, der Aufwand sei definitiv zu hoch. Die wenigsten Eltern steigen aus der Erziehungsarbeit aus.

Auch ein hoher Aufwand muss nicht zu einem gewünschten Resultat führen, wie überhaupt Kosten-Nutzen-Rechnungen die Erziehungswirklichkeit nur sehr begrenzt erfassen können. In der Erziehung wird versucht, Probleme zu bearbeiten, ohne zu perfekten Lösungen zu kommen. Mit dieser Unsicherheit muss man leben und sich gleichzeitig gute, pragmatische Lösungen zutrauen, was jede Form von Fatalismus ausschliesst, der doch in bestimmten Situationen leicht nahe liegt. Die Unsicherheit über die Qualität der Erziehung ist für viele Eltern ein Stressfaktor, der bearbeitet werden muss und für den es inzwischen auch einen Markt gibt.

Erziehungsprogramme für Eltern werden zunehmend angeboten, aber sie haben grundsätzlich subsidiären Charakter. Skills, etwa im Umgang mit kleinen Kindern, sind in Grenzen lernbar, doch die Nachhaltigkeit ist angesichts des ständigen Wechsels der Erziehungssituationen begrenzt. Auch Präventionsarbeit für bestimmte Risikogruppen innerhalb der Jugendlichen wird zunehmend geleistet, ausgehend von der Einsicht, dass man nicht „die“ Jugend erziehen kann. Ein Gesamtplateau „Erziehung im Jugendalter“ gibt es nicht. Ein Beispiel für die Förderung sozialer Kompetenzen schon bei kleineren Kindern ist

¹⁶ Der Ausdruck taucht wohl zuerst im Januar 1973 in der Zeitschrift *The Capital* (Maryland) auf.

das Programm PFAD - „Programm zur Förderung alternativer Denkmuster“ -, das nach amerikanischen Ansätzen in Zürich entwickelt wurde. Hier geht es darum, schon in der Primarschule pro-soziale Einstellungen aufzubauen, aggressives Verhalten zu verringern und Selbstkontrolle sowie Empathie unter den Kindern zu fördern.¹⁷

Sucht man nach einem Gesamtbild, so ist man auf die erwähnten Jugend-Surveys angewiesen, also repräsentative Befragungen, die regelmässig wiederholt werden. Die Befunde im deutschen Sprachraum verweisen auf keine Situation, die sich in den letzten Jahren dramatisch verschlechtert hätte. Das ist etwa in Grossbritannien ganz anders, wo Alkoholmissbrauch weit verbreitet ist, in einer starken Minderheit vor allem männlicher Jugendlicher die Anwendung von Gewalt zum Alltag gehört und die Jugendkriminalität einen beträchtlichen Anstieg erlebt (Beinart et. al. 2002; Marsden et.al. 2005).

- In Deutschland verweist die 15. Shell-Studie aus dem Jahre 2006 auf Jugendliche, die in der Breite ebenso diszipliniert wie leistungswillig sind.
- Die Jugendlichen beherrschen die Spielregeln der Demokratie und nutzen ihre Freiheiten weitgehend ohne Exzesse.
- Die Shell-Studie zeigt aufstiegsorientierte Jugendliche, die sich in ihrem Wertesystem an Fleiss und Ehrgeiz orientieren, stark auf die Familie bezogen sind und sich bei eher geringem politischen Interesse ehrenamtlich engagieren.
- Der Befund zeigt auch, wie wenig von „Wertezerfall“ oder „Wohlstandsverwahrlosung“ die Rede sein kann (Hurrelmann/Albert 2006).

Das im internationalen Vergleich geringe politische Interesse zeigt sich auch in Schweizer Untersuchungen (Oser/Biedermann 2003). Ziviles Engagement ist dagegen durchaus verbreitet. Rund ein Drittel der 15-24jährigen Schweizerinnen und Schweizer leisten in irgendeiner Form Freiwilligenarbeit. Und nach wie vor spielen Vereine und nicht der Besuch von Trainingscenters eine wichtige Rolle im Alltagsleben von Jugendlichen. Unter allen Altersgruppen der schweizerischen Bevölkerung sind die Jugendlichen und jungen Erwachsenen am stärksten in der Arbeit von Sportvereinen engagiert.¹⁸

Zu einem vergleichbaren Gesamtbild wie die Shell-Jugendstudie kommt auch der Schweizer Kinder- und Jugendsurvey COCON (Competence and Context), ebenfalls aus dem Jahre 2006. Der Survey hat Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene (6-jährige, 15-jährige und 21-jährige) sowie deren Bezugspersonen befragt. Die Resultate widersprechen dem Ruf nach „mehr Disziplin“ sehr deutlich. Beschrieben wird eine Entwicklung hin zu einfühlsamen, verantwortungsbewussten und anstrengungsbereiten jungen Erwachsenen. Das Jugendalter ist dabei die Phase, in der nicht etwa die Gewalt dominiert, sondern in der sowohl die Anstrengungsbereitschaft als auch die Verantwortungsübernahme signifikant zunehmen (COCON 2006).

Meine Befunde kann ich so zusammenfassen: Es gibt bei Kindern und Jugendlichen deutlich Risikogruppen, auch hat sich das Verhalten oder das Erscheinungsbild in der Öffentlichkeit geändert, nicht immer zur Freude der Erwachsenen, aber das bedeutet nicht, dass die Erziehung auf verlorenem Posten steht. Die meisten Eltern lösen ihre Probleme und für die Kinder sind genügend Chancen gegeben, normal in die Gesellschaft hineinzuwachsen. Die Bedingungen des Aufwachsens haben sich geändert, aber die Folge ist nicht zunehmende Orientierungslosigkeit. Jugendliche brauchen Personen ihres Vertrauens und das sind fast immer die Eltern, mit denen sie sich auseinandersetzen müssen. Gerade der Konflikt um die

¹⁷ <http://www.z-proso.unizh.ch/Projekt/prohekt.de.html>

¹⁸ Angaben nach Bundesamt für Statistik sowie Debrunner (2007).

Grenzen ist lehrreich, wenngleich oft erst im Nachhinein. Delegieren kann man diese Erziehungsaufgaben nicht und bei der Bewältigung der Probleme ist Nostalgie wenig hilfreich.

Literatur

- Ahlborg, T.: Experienced Quality of the Intimate Relationship in First-Time Parents – Qualitative and Quantitative Studies. Doctoral Dissertation of Public Health. Göteborg: Nordic School of Public Health 2004.
- Armeline, W.T.: „Kids Need Structure.” In: American Behavioral Scientist Vol. 48, No. 8 (2005), S. 1124-1148.
- Bachmann Achenreiner, G./Roedder John, D.: The Meaning of Brand Names to Children: A Developmental Investigation. In: Journal of Consumer Psychology Vol. 13, No. 3 (2003), S. 205-219.
- Backett-Milburn, S./Harden J.: How Children and their Families Construct and Negotiate Risk, Safety and Danger. In: Childhood Vol. 11 (2004), S. 429-447.
- Bearison, D.J./Dorval, B.: Collaborative Cognition. Children Negotiating Ways of Knowing. Westport, CT: Ablex 2002.
- Beinart, S./Andersein, B./Lee, St./Utting, D.: Youth at Risk? A National Survey of Risk Factors, Protective Factors and Problem Behavior Among Young People in England, Scotland and Wales. London: Communities That Care 2002.
- Bridges, E./Briesch, R.A.: The „Nag Factor” and Children’s Product Categories. In: International Journal of Advertising Vol. 25, No. 2 (2006), S. 157-187.
- Brody, G.-H./Stoneman, Z./Gauger, K.: Parent-Child Relationships, Family Problem-Solving Behavior, and Sibling Relationship Quality: The Moderating Role of Sibling Temperaments. In: Child Development Vol. 63, No. 3 (June 1996), S. 1289-1300.
- Buckingham, D./J. Sefton-Green: Gotta Catch ‘em All: Structure, Agency and Pedagogy in Children’s Media Culture. In: Media Culture Society Vol. 25 (2003), S. 379-399.
- Bueb, B.: Lob der Disziplin. Berlin: List-Verlag 2006.
- Chin, E.: Purchasing Power: Black Kids and America’s Consumer Culture. Minneapolis, MN: University of Minnesota Press 2001.
- COCON: Einfühlsame, verantwortungsbewusste und anstrengungsbereite Jugend. Zürich: Jacobs Center for Productive Youth Development 2006.
- Cook, D. Th.: The Commodification of Childhood: The Children’s Clothing Industry and the Rise of Child Consumer. Durham: Duke University Press 2004.
- Craig, L.: How Do They Do It? A Time-Diary Analysis of How Working Mothers Find Time for the Kids. January 2005. Sydney: Social Policy Research Center 2005.
- Cross, G.: The Cute and the Cross. Wondrous Innocence and Modern American Children’s Culture. Oxford/New York: Oxford University Press 2004.
- Darian, J.: Parent-child decision-making in children’s clothing stores. In: International Journal of Retail and Distribution Management 26 (1998), pp. 421-428.
- Dittmar, H: Consumer Culture, Identity and Well-being. The Search for the „Good Life” and the „Body Perfect.” Hove, East Sussex: Psychology Press 2007.
- Dittmar, H.: The Costs of Consumer Culture and the „Cage Within.” The Impact of Material „Good Life” and „Body Perfect” Ideals on Individuals’ Identity and Well-Being. In: Psychological Inquiry Vol. 18, No. 1 (2007a), S. 23-31.
- Downie, Chr./Glazebrook, K.: Mobile Phones and Consumer Kids. February 2007. Canberra: The Australia Institute 2007. (= Australia Institute Research Paper, No. 41).

- Dungan, N.: *Prodigal Sons&Material Girls. How Not To be Your Child's ATM.* New York: John Wiley&Sons 2003.
- Eisner, M./Ribeaud, D./Bittel, St.: *Prävention von Jugendgewalt. Wege zu einer evidenzbasierten Präventionspolitik.* Bern-Wabern: Eidgenössische Ausländerkommission 2006.
- Gregan-Paxton, J./John, D.R.: *The Emergence of Adaptive Decision Making in Children.* In: *Journal of Consumer Research* (1997), pp. 43-56.
- Gregory Thomas, S.: *Buy, Buy Baby: How Consumer Culture Manipulates Parents and Harms Young Minds.* Boston: Houghton Mifflin Company 2007.
- Goldberg, M.E./Gorn, G.J./Peracchio, L.A./Bamossy, G.: *Understanding Materialism Among Youth.* In: *Journal of Consumer Psychology* Vol. 13, No. 3 (2003), S. 278-288.
- Gunter, B./Furnham, A.: *Children as Consumers: A Psychological Analysis of the Young People's Market.* London: Routledge 1998.
- Haas, H./Farrington, D.P./Killias, M./Sattar, G.: *The Impact of Different Family Configurations on Delinquency.* In *British Journal of Criminology* Vol. 44 (2004), S. 520-532.
- Higonnet, A.: *Pictures of Innocence. The History and Crisis of Ideal Childhood.* London: Thames and Hudson 1998.
- Hindman, H.D.: *Child Labor: An American History.* New York: M.E. Sharpe 2002.
- Jacobson, L.: *Raising Consumers. Children and American Mass Market in the Early Twentieth Century.* New York: Columbia University Press 2004.
- Hurrelmann, K./Albert, M.: *Jugend 2006. 15. Shell-Jugendstudie. Eine pragmatische Jugend unter Druck.* Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2006.
- Jacobson, L.: *Raising Consumers. Children and American Mass Market in the Early Twentieth Century.* New York: Columbia University Press 2004.
- KidsVerbraucherAnalyse 2004. *Markt/Mediauntersuchung zur Zielgruppe 6 bis 13 Jahre.* Berlin: Egmont Verlag 2004.
- KidsVerbraucherAnalyse 2006. *Markt/Mediauntersuchung zur Zielgruppe 6 bis 13 Jahre.* Berlin: Egmont Verlag 2006.
- Klein, N.: *No Space, No Choice, No Jobs. No Logo.* New York: Picador 2002.
- Langer, B.: *Consuming Anomie: Children and Global Commercial Culture. Reseach Note.* In: *Childhood. A Global Journal of Child Research* Vol. 12, No. 2 (May 2005), S. 259-271.
- Lees, St.: *Taste and Table Manners: Class and Gender in Children's Books of the 1950s.* In: *Journal of Sociology* Vol. 21, No. 2 (1985), S. 174-193.
- Linn, S.: *Consuming Kids. The Hostile Takeover of Childhood.* New York/London: The New Press 2004.
- Marsden, J./Boys, A./Farrell, M./Stillwell, G./Hutchings, K./Hillebrand, J./Griffiths, P.: *Personal and Social Correlates of Alcohol Consumption Among Mid-Adolescents.* In: *British Journal of Developmental Psychology* Vol. 23 (2005), S. 427-450.
- McGavran, J. H. (Ed.): *Literature and the Child. Romantic Continuations, Postmodern Contestations.* Iowa City: University of Iowa Press 1999.
- McNeal, J.U.: *Children as Consumers: Insights and Implications.* New York: Lexington Books 1987.
- McNeal, J. U.: *Kids as Consumers: A Handbook of Marketing to Children.* New York: Lexington Books 1992.
- Messner, M.A.: *Barbie Girl versus Sea Monsters: Children Constructing Gender.* In: *Gender&Society* Vol. 14, No. 6 (2000), pp. 765-784.
- Oser, F./Biedermann, H. (Hrsg.): *Jugend ohne Politik. Ergebnisse der IEA-Studie zu politischem Wissen, Demokratieverständnis und gesellschaftlichem Engagement von Jugendlichen in der Schweiz im Vergleich mit 27 anderen Ländern.* Zürich/Chur: Rüegger 2003.

- Pakaslahti, L./Spooft, I./Asplund-Peltola, R.-L./Keltikangas-Järvinen, L.: Parents' Social Problem-Solving Strategies in Families with Aggressive and Non-Aggressive Girls. In: *Aggressive Behavior* Vol. 24, No. 1 (1998), S. 37-51.
- Palan, K. M./Wilkes, R. E.: Adolescent-Parent Interaction in Family Decision Making. In: *Journal of Consumer Research* Vol. 24 (1997), pp. 159-169.
- Pleck, E.H.: *Celebrating the Family: Ethnicity, Consumer Culture, and Family Rituals*. Cambridge, Mass./London: Harvard University Press 2000.
- Pocock, B./Clarke, J.: *Can't Buy Me Love? Young Australians' Views on Parental Work, Time, Guilt and their Own Consumption*. Canberra: The Australia Institute 2004.
- Report of the APA Taks Force on Advertising and Children. Section: Psychological Issues in the Increasing Commercialization of Childhood. February 20, 2004. Unpubl. Paper. Washington, DC: APA 2004.
- Sammond Durham N.: *Babes in Tomorrowland: Walt Disney and the Making of the American Child, 1930 - 1960*. Durham, NC: Duke University Press 2005.
- Schor, J.B.: *Born to Buy. The Commercialized Child and the New Consumer Culture*. New York: Scribners 2004.
- Seiter, E.: *Sold Separately: Children and Parents in Consumer Culture*. Brunswick, NJ: Rutgers University Press 1995.
- Speitkamp, W.: *Jugend in der Neuzeit: Deutschland vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht 1998.
- Spychiger, St./Bauer, T./Baumann, B.: *Die Schweiz und ihre Kinder. Private Kosten und staatliche Unterstützungsleistungen*. Zürich: Rüeegger 1995.
- Straus, M.A.: *Beating the Devil Out of Them: Corporal Punishment in American Children*. Second Edition. Piscataway, N.J.: Transaction Publishers 2001.
- 2007 Survey of Canadian Attitudes Toward Learning. Detailed Report: Early Childhood Learning. Ottawa, ON: Canadian Council on Learning 2007.
- Tyler, M.: *Growing Customers: Childhood, Consumer and Service Work*. Paper presented at the 4th International Critical Management Studies Conference. Unpubl. Ms. Loughborough, Leicestershire: University of Loughborough The Business School 2005.
- Wagner, M./Dunkake, I./Weiss, B.: *Schulverweigerung. Empirische Analysen zum abweichenden Verhalten von Schülern*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* Jg. 56 , H. 3 (2004), S. 457-489.
- Winterhoff, M.: *Warum unsere Kinder Tyrannen werden. Oder: Die Abschaffung der Kindheit*. Unter Mitarbeit v. C. Tergast. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2008.